

zeln. Wie vom Blitz getroffen blieb ich stehen. Das Weiße, Raschelnde erschien und verschwand abwechselnd und ich begriff, dass es sich näherte. Schlagartig lösten sich meine Füße vom Boden und taten ihre Pflicht, indem sie mich zur Wackelbrücke trugen, und zwar in einem Tempo, dass die Laterne in meiner einen Hand wild hin und her schaukelte und die 2000 Seiten des Katalogs nur so rauschten.

Ein Gespenst, ein Gespenst, ein Gespenst! Das Herz hämmerte in meiner Brust und ich hatte gerade die Brücke erreicht, als mich das grauenhafte Wesen ansprang und zu Boden warf. Ich versetzte ihm ein Fausthieb und das Wesen schrie: »Aua!«

Seine Stimme klang genau wie die von Eddie.

Dann verschob sich das Laken und ich sah, dass ich es tatsächlich mit Eddie zu tun hatte, dem die Brille schief auf der Nase saß. Ich bekam eine derartige Wut auf ihn, dass ich ihn noch einmal mit der Faust schlug, in den Bauch, und gleich danach gab es noch einen Tritt, damit er sich abgewöhnte, mir so idiotische Streiche zu spielen.

Er versuchte, mich zu kratzen, als wäre er ein Mädchen. Als er merkte, dass er mich dadurch nur noch wütender machte, fing er an zu jammern, wie er es immer macht, wenn er Schläge einstecken muss.

»Ich wollte dir keine Angst machen.«

»Schwachsinn!«, knurrte ich. »Du wolltest, dass mir das Herz stehen bleibt!«

»Das stimmt nicht. Ich war nur gerade dabei, mit dem Sumpf Kontakt aufzunehmen, und der Geist des *Bayou* hatte mir befohlen, jeden Eindringling zu vertreiben ...«

»Das ist Blödsinn, außerdem bin ich kein Eindringling.«

»Klar, weiß ich«, entgegnete Eddie. »Aber der Geist des *Bayou* weiß es eben nicht.«

Vielleicht hatte er ja recht, vielleicht auch nicht. Ich ärgerte mich darüber, ihm auf den Leim gegangen zu sein wie ein Anfänger, aber vielleicht konnten wir Joju denselben Streich spielen.

Eddie und ich versteckten uns eine Weile hinter einem Baum, aber wir hörten weder Joju noch Tit kommen. Irgendwann wurde uns die Warterei zu langweilig und wir gingen über die Brücke und die festen Stellen zwischen dem Treibsand zu unserer Hütte. Unter der Tür schien Licht durch: Joju war bereits da.

Tit lag in einer Ecke zusammengerollt wie ein Bärenbaby und schlief. Julie aber saß im Kerzenschein vornübergebeugt auf einer umgedrehten Kiste und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Schon beim Eintreten merkte ich, dass etwas nicht stimmte.

Zum einen, weil Joju uns nur schweigend ansah, anstatt uns zu begrüßen. Zum anderen, weil sie am Hals einen dicken blauen Fleck hatte – und zwar nicht die Art blauer Fleck, die man bekommt, wenn man von einem Baum runterfällt oder auf der Treppe stolpert.

Ich kannte Joju inzwischen schon ziemlich lange und hatte sie gern, und ich wusste, wenn sie diese Art von blauen Flecken hatte, dann war es besser, sie in Ruhe zu lassen.

Eddie dagegen war schon immer schwer von Begriff gewesen. Er rückte seine Brille zurecht und rief: »Wow, Julie, was ist denn mit dir passiert?«

Das war so ziemlich das Falscheste, was man überhaupt tun konnte, und ich befürchtete schon, Julie würde aufspringen und ihn verhauen.

Stattdessen warf sie ihm nur einen Blick zu und antwortete: »Nichts.«

»Wie, nichts? Du bist bedrückt und es sieht aus, als hätte dir jemand ...«

Und dann sagte er nichts mehr, denn mein Freund Eddie ist vielleicht manchmal ein ziemlicher Idiot, aber im Grunde ist er ein guter Junge, der um nichts in der Welt anderen wehtun würde.

Ich hüstelte. Dann zog ich den Katalog unter meinem Hemd vor. Dabei sah ich, dass er bei der Rauferei mit Eddie eine gute Portion Schlamm abbekommen hatte, aber in dem Moment war mir das egal.

Ich sagte: »Kommt her, schaut mal, was ich gefunden habe.«

Eddie und ich setzten uns zu beiden Seiten von Jojus Kerze. Ich hob kurz den Blick und sah in ihr Gesicht und in ihre dunklen Augen, die in diesem Moment hart und kalt wie kleine schwarze Steine wirkten.

Ich wusste nicht, ob an dem blauen Fleck Julies Mutter schuld war oder aber jemand anderer, vielleicht einer der vielen Männer, die Julies Mutter in der Hütte hinter der Plantage hin und wieder besuchten. Auf jeden Fall, dachte ich, ist es besser, keine Fragen zu stellen und den Mund zu halten. Denn es gibt Schläge, die sichtbare Spuren hinterlassen, und andere Schläge, die unsichtbare Spuren hinterlassen, und gewöhnlich sind es Letztere, die stärker wehtun.

Stattdessen schlug ich den Katalog auf, gleich auf der richtigen Seite, aber ich legte eine Hand so drauf, dass die anderen nicht sehen konnten, was ich gefunden hatte.

»Ich weiß, wie wir unsere drei Dollar ausgeben können.«

»Wie?«, fragte Eddie und versuchte, meine Hand wegzuziehen.

Aber ich wollte mir die Überraschung nicht verderben lassen. Mit einem breiten Grinsen sagte ich: ›Wir kaufen uns einen Polizei-Revolver.« Und endlich ließ ich die andern die Abbildung im Katalog sehen. ›*Automatisch nachladender Revolver mit Double-Action-Abzug. Kaliber 38, geriffelter Lauf. Alles in allem eine sichere und vertrauenswürdige Waffe. In Einzelteile zerlegbar*«, las ich vor.

Weil der Revolver weniger als zwei Dollar kostete, würde genügend Geld für die Munition und die Versandkosten übrig bleiben. Und vielleicht auch noch ein paar Cents für Toffees aus Monsieur Traverts Drugstore.

Im Geiste sah ich mich schon mit dem Revolver im Gürtel durch die Stadt gehen, wie ein richtiger Sheriff. Am Sonntag würde ich warten, bis Donnie Le Beau mit seinem affigen neuen Hut aus der Kirche kam, und dann: Bumm!, würde ich ihm das Hütchen vom Kopf schießen. Seine Freunde würden ihn auslachen und Becky, die bisher nur Augen für ihn gehabt hatte, würde endlich mich ansehen und ...

»Was sollen wir mit einem Revolver?«, fragte Eddie.

»Wie, was?«, fragte ich zurück, denn eine so dämliche Frage hätte ich selbst von Eddie der Grille nicht erwartet.

»Ich meine, du hast doch schon ein Gewehr zu Hause. Mit einem Gewehr kann man viel weiter schießen ...«

»Du denkst einfach nicht weit genug!«, erwiderte ich etwas beleidigt. »Weißt du überhaupt, wer Billy the Kid ist? Jesse James? Butch Cassidy?«

Eddies Augen hinter den Brillengläsern wurden immer größer.

»Das sind ... Verbrecher«, stotterte er verwirrt.

»Das sind die größten Verbrecher der Welt«, widersprach ich. »Und schießen Verbrecher etwa mit Gewehren? Natürlich nicht. Jeder Farmer hat ein Gewehr. Sie dagegen schießen mit Revolvern!«

Nachdenklich kratzte sich Eddie am Ohr. »Ich weiß nicht, ob sie wirklich mit Revolvern schießen, aber wenn ich ein Ziel treffen will, ist ein Gewehr einfach besser. Joe der Indianer hat mit seinem Gewehr sogar schon mal einen Bären erschossen. Mit einem Revolver kann man das gar nicht.«

»Natürlich kann man das nicht«, entgegnete ich. »Und darum geht

es ja auch: Gewehre nimmt man für die Jagd, während Verbrecher Revolver benutzen, weil das heldenhafter ist. Wenn wir also einen Revolver haben, können wir auch Helden sein.«

»Aber ich will doch kein Verbrecher werden«, protestierte Eddie.

Ich seufzte. »Deshalb kaufen wir uns ja einen *Polizei*-Revolver. So steht es doch auch im Katalog drin, oder?«

Eddie begann Einsicht zu zeigen. Deshalb bearbeitete ich ihn noch ein bisschen und erklärte ihm, dass sie uns vielleicht zu Sheriffs ernennen würden. Möglicherweise gaben sie sogar jedem von uns einen Stern, den wir uns ans Hemd stecken konnten. Sie würden alle Respekt vor uns haben und wir würden viele Abenteuer erleben, so wie die Helden in den Heftchen, die wir in den Kisten auf dem Speicher von Eddies Eltern gefunden hatten.

Joju hatte die ganze Zeit über geschwiegen. Nun hob sie den Kopf und murmelte: »Ich bin dafür. Ich wüsste mit einem Revolver schon etwas anzufangen.«

In diesem Augenblick kam aus Tits Ecke ein Gähnen. Wir werteten es als ein »Ja«, und damit war der Beschluss gefasst.

Zumindest theoretisch, denn wenn wir uns wirklich den Revolver aus dem Katalog bestellen wollten, blieb noch viel zu tun.

Wir konnten natürlich nicht zu Monsieur Quenau, dem Briefträger, gehen und ihm den Brief mit der Bestellung anvertrauen. Es konnte gut sein, dass er schnurstracks zu unseren Eltern lief und uns verriet und dann steckten wir wirklich in Schwierigkeiten.

Noch schlimmer wäre, wenn Monsieur Quenau merkte, dass in dem Briefumschlag Geld für die Versandkosten war: Er könnte den Brief einfach öffnen und das Geld in die eigene Tasche stecken.

Wir mussten alles gründlich durchdenken, denn wir würden